Michael Hagner

Die Zukunft in den Geisteswissenschaften

Im Frühjahr 2007 hat der französische Präsident Nicolas Sarkozy in einem Interview festgestellt, dass ein jeder das Recht habe, eine Doktorarbeit in klassischer Philologie zu schreiben; doch der Staat sei keineswegs verpflichtet, eine solche Dissertation auch zu finanzieren.[1] Mit diesem Bonmot hat Sarkozy zumindest zwei Dinge zum Ausdruck gebracht. Erstens ist eine profunde Kenntnis des Griechischen oder Lateinischen in der globalisierten Welt nutzlos und dementsprechend als Hobby derjenigen zu betrachten, die es sich leisten können. Antike Philologie landet damit in derselben Kategorie wie beispielsweise private Weltraumflüge, der Ankauf alter Schweizer Grand-Hotels oder die Sammlung impressionistischer Kunst. Also Milliardärsbeschäftigungen. Zweitens, und das ist vielleicht noch wichtiger: Der Staat muss zwar in die universitäre Bildung investieren, aber offensichtlich nur aus dem Grund, um sein eigenes wirtschaftliches, technologisches und bürokratisches Überleben zu sichern. Gleichzeitig hat er das Recht zu entscheiden, welche Art von akademischer Forschung er für förderungswürdig hält und welche nicht. Sarkozy ist gewiss nicht der einzige unter den einflussreichen Politikern, Wirtschaftsführern oder Wissenschaftsmanagern, die der Ansicht sind, dass die Förderung von Grundlagenforschung, sei es in der Natur- oder Geisteswissenschaft, nur dann gerechtfertigt ist, wenn sie von praktischem Nutzen ist.

Werden die Geisteswissenschaften sich so schnell von den Universitäten vertreiben lassen, wie es manche wünschen mögen? Ich glaube nicht und dennoch: Unübersehbar ist in den letzten Jahren diesseits und jenseits des Atlantiks viel von einer Krise der Geisteswissenschaften die Rede, und das hat einen breiten Reflexionsprozess in Gang gesetzt, der sich immer wieder um die berechtigte Frage dreht, wozu die Geisteswissenschaften gut seien. Da ist viel von den Erschütterungen die Rede, die durch die Umstrukturierung der Universitäten im Bolognaprozess ausgelöst worden sind. Ein weiterer Faktor ist die Erosion der traditionellen Fächer durch einen kulturwissenschaftlichen Zugriff, der quer zu einer eindeutigen disziplinären Zuordnung steht. Und schließlich ist es eine kontrovers diskutierte Frage, ob die Geisteswissenschaften ein nützliches, anwendungsorientiertes Wissen zur Verfügung stellen sollen, oder ob sie eher für jenes Reflexionswissen zuständig sind, das die Kategorien von Praxis, Nützlichkeit oder Fortschritt kritisch hinterfragt, anstatt sich innerhalb von ihnen zu bewegen. Ich möchte diese aktuellen Diskussionen für den Moment nicht weiter verfolgen, sondern einen historischen Weg einschlagen, um die gegenwärtige Situation zu beleuchten.

Im Juni 2008 war zu lesen, dass das legendäre *Kursbuch* nach 43 Jahren eingestellt werde. Das war eine gute Entscheidung, denn mit den wichtigen Themen und Diskussionen unserer Zeit hatte diese Zeitschrift schon lange nichts mehr zu tun. Stichwortgeber und Leitmedium der Linken war es jedoch nicht nur in jenen späten sechziger Jahren, auch 1978 war das *Kursbuch* auf der Höhe der Zeit. Der

Nummer 52 vom Mai 1978 war ein Kursbogen beigegeben, auf dem eine Arbeit des italienischen Designers Enzo Mari zu sehen ist (Abb. 1). Sie heißt „Hammer und Sichel" und zeigt das Emblem des Kommunismus schlechthin; oben in der Mitte platziert, schwebt es souverän über der Szenerie, die aus 44 eng aneinander gerückten Podesten besteht, auf denen sich amorphe Gegenstände befinden. Doch die Erhabenheit täuscht, denn Hammer und Sichel sind nicht mehr aus ein oder zwei Stücken geschmiedet, sondern selbst in 44 Teile aufgeteilt oder, wenn man es schroffer ausdrücken wollte: Hammer und Sichel zerfallen in 44 Brocken, die sich in musealer Präsentation als Skulpturen auf den Podesten wiederfinden.

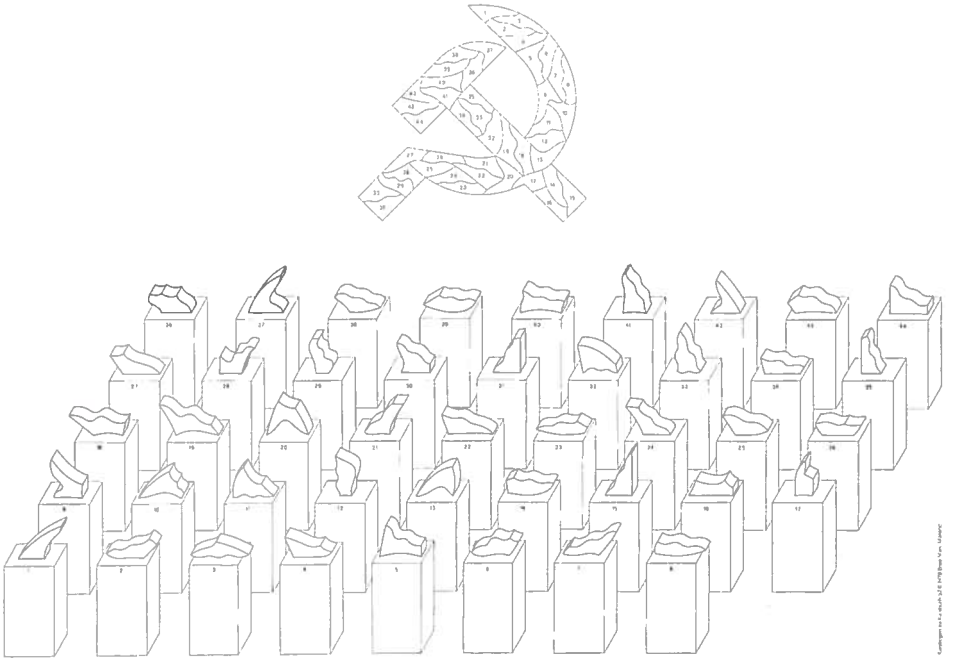

Abb. 1: Enzo Mari, Hammer und Sichel, Kursbogen zu: Kursbuch 52, 1978.

Der Kommunismus ist nicht nur in die Jahre gekommen, er findet sich wieder als Museumsobjekt, und zwar in einer Weise, dass er bis zur Unkenntlichkeit fragmentarisiert ist. Hammer und Sichel können sich nur noch über die Präsentation auf Podesten behaupten, und damit ist die grundlegende Transformation bereits angezeigt: Die Verwandlung eines politischen Symbols, das für Kampf, Utopie und Hoffnung steht, in einen Skulpturenpark führt zur Entleerung des ehemaligen semantischen Gehalts. Der Habitus ist ein anderer geworden. Wo zuvor eine politische Bedeutung war, wird nun eine ästhetische behauptet. Wo zuvor ein Symbol in die Zukunft wies und ein Versprechen enthielt, verweist das zerfallene Symbol in seiner musealen Aufbereitung auf eine Vergangenheit, denn im Museum steht nach Krysztof Pomian das, was aus der Zirkulation der Dinge und der Bedeutungen her-

ausgenommen und stillgestellt worden ist.[2] Aus der Benutzung wird Betrachtung, Nähe schlägt um in Distanzierung, aus einem Erwartungshorizont wird ein Erinnerungshorizont. Maris Poster steht für einen neuen Umgang mit der kommunistischen Utopie und bringt die Veränderungen und Weichenstellungen der späten siebziger Jahre vielleicht nicht in ihrer Breite, wohl aber in ihrer Radikalität auf den Punkt.

Was hat das alles mit den Geisteswissenschaften zu tun? Sie sind noch längst nicht im Museum zu besichtigen, und doch hat, so meine These, ihre selbst diagnostizierte Krise mit dem lange zurückliegenden Abschied von den Utopien zu tun. Dieser Abschied hat eine bis heute spürbare Zäsur gebildet. Mit der allmählichen Austrocknung des Marxismus und der Utopien mehr als zehn Jahre vor dem Fall der Berliner Mauer kam der Begriff der Postmoderne auf, der trotz seiner schillernden Vielfalt lange Zeit für Unruhe gesorgt hat. In den Geisteswissenschaften bedeutete dies, dass Diskursanalyse, Dekonstruktion, Systemtheorie, Medientheorie und Kulturwissenschaft die Vorlesungssäle und Seminarräume der westlichen Universitäten zu erobern begannen. Damit installierte sich ein neuer Denkstil, der neue, kritische Ansätze hervorgebracht hat, die bei aller Unterschiedlichkeit eines gemeinsam haben: Sie haben sich von den Utopien verabschiedet und – mehr noch – zur Zukunft im Grunde nichts mehr zu sagen. Utopie, das war seit dem 19. Jahrhundert ja nicht ein kritischer Begriff für ein Denken, das um das Nirgendwo kreist, sondern umgekehrt: Utopie bezeichnete ein Denken im jeweiligen Heute, das seiner Zeit voraus war und die „Wahrheit von morgen" (Louis Blanc) zu verkünden imstande war.[3] Nach dieser Auffassung ist Utopie ein geschichtsphilosophischer Modus, sich zur Zukunft zu verhalten, unabhängig davon, ob diese nun beginnen kann oder nicht.

Zukunft und Utopie – das sind exakt die beiden Begriffe, von denen jenes *Kursbuch 52* handelt. „Utopien I – Zweifel an der Zukunft", so lautet der Titel des Heftes, das mit einem kurzen, kämpferischen Essay von Hans Magnus Enzensberger eröffnet wurde. Seine „Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang" haben damals für einen veritablen Skandal gesorgt: Die noch vernehmbare Linke warf Enzensberger einen Verrat an den ehemaligen linken Idealen vor, und man kann die Aufregung auch aus 30 Jahren Abstand durchaus nachvollziehen. Was sollten diejenigen, die sich in Theorie und Praxis für eine Gestaltung der Zukunft einsetzten, davon halten, wenn ihnen ins Stammbuch geschrieben wurde, dass zwar die Stärke der linken Theorie „von Babeuf bis Bloch, also mehr als anderthalb Jahrhunderte lang, darin gelegen [habe], daß sie auf einer positiven Utopie beruhte, der die Welt nicht Ebenbürtiges entgegenzusetzen hatte"[4], dass der Linken aber nun, so Enzensbergers Diagnose, die „Zukunftsgewissheit" abhanden gekommen sei. Mehr noch: der Optimismus ist einer negativen Utopie gewichen, die ein Panorama vom Weltuntergang heraufziehen lässt, für das Enzensberger auch sogleich ein siebenköpfiges Ungeheuer benennen kann: „Polizeistaat, Paranoia, Bürokratie, Terror, Wirtschaftskrise, Rüstungswahn, Umweltvernichtung."[5] Um eine Antwort auf die Herausforderungen dieser Hydra zu finden, ist die Linke nur schlecht gerüstet, und vor allem

hat es dazu geführt, dass die Freude an der Zukunft verloren gegangen ist: „Die einzigen, die dem Jahr 2000 voller Frohsinn entgegenmarschieren, mit der Unbeirrbarkeit von Lemmingen, sind heutzutage die Technokraten."[6] Die Linken jammern über das „falsche Bewusstsein", über den „neuen Irrationalismus" und insgeheim über den rasanten Verlust an Bedeutung und Autorität der eigenen Position.
Nun gut, mag man einwenden, das ist eine scharfsinnige Bestandsaufnahme, die den Bedeutungsverlust der Linken am Ende der siebziger Jahre an der Wurzel fasst, indem sie ihn mit einer Neubewertung der Zukunft kurzschließt. Wer sich nicht eine verheißungsvolle Zukunft auf die Fahnen zu schreiben vermag, verbrennt lieber gleich die Fahnen, anstatt die Zukunft etwas anders zu denken. Aber noch einmal gefragt, was hat das mit den Entwicklungen in den Geisteswissenschaften der letzten 30 Jahre zu tun?
Ein kurzer Szenenwechsel, Herbst 2007: „Seit gut einem Vierteljahrhundert sind die Geistes- und Kulturwissenschaftler damit beschäftigt, sich in eine fortschreitende Krise ihres Standes hineinzureden. [Sie] verwenden seit Ende der 1970er Jahre [also seit fast 30 Jahren, MH] beträchtliche Energien darauf, sich gegenseitig zu attestieren, dass ihre Erkenntnisse und Theorien, ihr Expertenwissen und ihre Orientierungsvorschläge in der Gesellschaft nicht mehr gefragt sind."[7] Diese Sätze finden sich in der Einleitung des von Ludger Heidbrink und Harald Welzer herausgegebenen Bandes *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften.* Bemerkenswert ist: Was Enzensberger 1978 der Linken attestierte, attestieren 2007 zwei gestandene Geisteswissenschaftler einer gesamten, vielschichtigen Wissenskultur, und sie datieren die Anfänge jener Sinn- und Orientierungskrise in die späten siebziger Jahre. Was ist zu jener Zeit passiert, dass der Verlust der Zukunftsgewissheit auf Seiten der Linken sich damals zu einem Flächenbrand ausgeweitet hat, der die Geisteswissenschaften so heftig affizierte, dass sie es einfach aufgegeben haben, sich mit der Zukunft in irgendeiner produktiven Weise – und wäre es auch nur so, wie Enzensberger es damals vorschlug: „aufmerksam, respektvoll und bescheiden" – auseinanderzusetzen? Sie wurde entweder von der Tagesordnung der Zuständigkeit gestrichen oder im Sinne einer Heraufbeschwörung von Horrorszenarien zum Paria gemacht.
Man muss sich klar machen, dass innerhalb von nur wenigen Jahren ein fundamentaler Wandel stattgefunden hat. Die sechziger Jahre, jenes „Golden Age der Nachkriegszeit", wie es Eric Hobsbawm einmal ausgedrückt hat[8], waren durch eine Zukunftslust oder genauer: durch ein Interesse an der Zukunft charakterisiert, deren keineswegs kontrovers zueinander stehende Eckpfeiler die sozialistischen und die kybernetischen Utopien darstellten. Auch die Futurologie, die Wissenschaft von der Zukunft, noch während des Zweiten Weltkriegs in den USA aus der Taufe gehoben, erlebte in den sechziger Jahren – ebenso wie die Kybernetik – einen enormen Aufschwung. Zukunft war etwas, in das Wissenschaften, Künste und Architektur, um nur diese zu nennen, gern investierten.
Die Gründe für das abrupte Ende solcher Zukunftshoffnungen um 1970 sind zu komplex, um sie hier im Einzelnen zu untersuchen. Von Ölkrise, Umweltverschmut-

zung und Knappheit der Energieressourcen war schon bei Enzensberger stichwortartig die Rede, mir scheint aber noch ein weiterer Grund von besonderer Bedeutung zu sein. Bis in die sechziger Jahre hinein waren Zukunftspessimismus und Technikkritik vornehmlich das Geschäft konservativer Intellektueller wie Ernst und Friedrich Georg Jünger, Martin Heidegger oder Konrad Lorenz. Die Linke hat sich von Anfang an auf der Seite des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts gesehen, und daran hat nicht einmal die im Habitus eher konservative Technikkritik von Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* etwas geändert. Erst mit den Achtundsechzigern änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Technik geriet unter Ideologieverdacht, indem man ihr vorwarf, einen gesellschaftlichen Technokratismus zu generieren, ohne jedoch die von ihr in Aussicht gestellten Annehmlichkeiten und Revolutionen so schnell in die Tat umsetzen zu können. Und damit wurde Wissenschaftskritik auch in breiten Kreisen der Geisteswissenschaften salonfähig.

Ich behaupte nicht, dass sich Geistes- und Naturwissenschaften zuvor intensiv miteinander beschäftigt hätten. Seit dem 19. Jahrhundert war man immer wieder damit beschäftigt, Abgrenzungskriterien für das jeweilige Feld zu finden. Ich möchte allerdings behaupten, dass mit dem Verlust der Zukunftsgewissheit und der tiefen Skepsis gegenüber Wissenschaft und Technologie, mit der Einsicht in die eigene Ohnmacht und der technologisch angeleiteten Bürokratisierung, die ihr vermutlich erfolgreichstes Experimentalobjekt in den Hochschulen gefunden hat – dass also den Geisteswissenschaften in dieser Konstellation ein gesamtes Themenfeld abhanden gekommen ist. Die nachhaltige Allergie gegen die Zukunft hat sich bis in die Forschungsprogramme der Geisteswissenschaften hinein bemerkbar gemacht, und das nicht zu ihrem Vorteil.

Die Zuständigkeit für die Zukunft wurde vollständig an die Naturwissenschaften delegiert, die diese Rolle mit einigen Jahren Latenzzeit ab den späten achtziger Jahren dankbar angenommen haben. Man erinnere sich an die *Dekade des Gehirns*, die 1990 ausgerufen wurde, oder an die zukunftsorientierte Rhetorik, mit der das *Human Genome Project* oder die Nanotechnologie in der Weltöffentlichkeit lanciert wurden. Die Ergebnisse sind bekannt und lassen sich als die zwei Kulturen innerhalb der Naturwissenschaften beschreiben: Auf der einen Seite die Technologisierung der Wissenschaften, etwa im Bereich der computergestützten Rechnungen und Simulationen, die durch wachsende Rechnerkapazitäten und durch Vermehrung von Parametern zumindest in einigen Bereichen zu zuverlässigeren Voraussagen führen; das wäre also der technowissenschaftliche Umgang mit der Zukunft. Und auf der anderen Seite die großen Ankündigungen in Gentechnologie und Neurowissenschaften, Nanotechnologie und Informationswissenschaften, die die zweifellos bewunderungswürdigen Innovationen sogar noch übersteigen; das wäre der rhetorisch-proleptische Umgang mit der Zukunft. Dieser ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Naturwissenschaften seit jeher einen Teil ihrer Legitimation auf die Inanspruchnahme eines utopischen Kredits stützen. Und auch wenn die Plattheiten im Hinblick auf Zukunftsversessenheit bisweilen kaum zu

überbieten sind, so passiert das dennoch ungestraft, weil die Naturwissenschaften es in den letzten 15 bis 20 Jahren auf eindrucksvolle Weise geschafft haben, ein führendes soziales System ohne Gedächtnis zu sein. Sie erinnern sich an nichts, was länger als ein paar Jahre zurückliegt, und sie wollen sich auch an nichts erinnern lassen, was ihnen vor nicht allzu langer Zeit sehr ernst gewesen ist. Offensichtlich hat sich hier ein Zeitpfeil etabliert, der in der kurz zurückliegenden Vergangenheit seinen Anfang nimmt und bis in eine nicht genau definierte Zukunft hinein reicht.

Ganz anders verhält es sich in den Geistes- und Kulturwissenschaften, wo in den letzten 25 Jahren unter dem Stichwort *Gedächtnis* eine massive Hinwendung zur Vergangenheit stattgefunden hat. Begriffe wie Gedächtnis, Archiv, Mnemosyne, Denkmal, Nachleben, Trauma und Erinnerungsräume wurden zu kulturwissenschaftlichen Leitbegriffen und haben zahllose Forschungsprojekte in Gang gesetzt. Es ging sogar so weit, dass das Gedächtnis als Rettungsanker der Geisteswissenschaften herhalten musste. Wolfgang Frühwald sagte 1996 als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft: „Die auf Erinnerung und kulturelles Gedächtnis ausgerichteten Geisteswissenschaften können ihnen in Gestalt der Kulturwissenschaften ihr verlorenes Definitionsmonopol für Wissenschaft zurückholen, das sie verloren haben."[9] Dass diese Worte just zum 8. Mai 1996 geschrieben wurden, dürfte kein Zufall gewesen sein. Denn die Konjunktur des Gedächtnisses und der Erinnerung und die damit verbundene „Renaissance der Kulturwissenschaften" wären, darin besteht wohl Einigkeit, kaum möglich gewesen ohne die Dringlichkeit der Frage, wie sich kollektives Gedächtnis und individuelle Erinnerung im Hinblick auf den Holocaust verhalten. Wie ist ein wahrhaftiges Erinnern an diese unsägliche Barbarei möglich angesichts des Aussterbens der Zeitzeugen und angesichts der schwierig zu deutenden Fragmente und Spuren, die uns dieses Ereignis hinterlassen hat? Welche symbolischen Formen der Erinnerung – archivarische, museale, narrative, bildliche, filmische, architektonische oder monumentale – sind angemessen, um die Leiden der Opfer präsent zu halten? Mit welcher Art von Erinnerung soll die Gegenwart sinnvoll ausgefüllt werden?

Die Kulturwissenschaften gehen in diesen Fragen nicht vollständig auf, doch hier artikuliert sich eine historische Mentalitätenverschiebung. Wenn das Bewusstsein in den sechziger Jahren geprägt war von einer Beschäftigung mit der Zukunft, mit Erwartungen und Utopien, und diese Phase in den späten siebziger Jahren an ein Ende kam, dann hat sich zur selben Zeit ein Bewusstsein entwickelt, das von einer Beschäftigung mit der Vergangenheit geprägt war. Die bis auf den heutigen Tag anhaltende Konjunktur der Vergangenheit und des Gedächtnisses ist in keiner Weise zu verurteilen, die Deutung der Vergangenheit wird stets zur Orientierungsordnung einer jeweiligen Gegenwart gehören. Allerdings wäre es auch fahrlässig, die Kostenseite dieser einseitigen Entwicklung zu verschweigen. Den ganz spezifischen, auf die eigenen Bedürfnisse zugeschnittenen Umgang mit der Zukunft in den Naturwissenschaften hat man höchstens ansatzweise wahrgenommen. Ansonsten sind es die Technokraten und CEOs, die Apologeten des universellen

Branding und des Vermarktungsfetischismus, die die Meinungshoheit in diesem Bereich innehaben. Es ist also an der Zeit, dass wir uns der Zukunft wieder annehmen. Einzelne Initiativen im Hinblick auf Medien, Klima und Wissenschaften sind vielversprechend, aber es müssen noch weitaus mehr werden. Natürlich gibt es kein Zurück zu den Utopien der sechziger Jahre. Mit der Zukunftsgewissheit bleibt es vorerst vorbei. Aber wie wir in Zukunft leben wollen, welche Prioritäten wir setzen, von welchen Maximen, Kulturtechniken und Einrichtungen wir uns verabschieden wollen und von welchen nicht – all das sind Fragen, die leichtfertig einem technologisch-medialen Determinismus übereignet worden sind, in dem Sinne: Diese Entwicklung wird eintreten, ob wir es wollen oder nicht. Wieso eigentlich? Die Geisteswissenschaften haben hier ein ganzes Feld zu besetzen. Insofern scheint auch die Frage falsch gestellt zu sein, ob es sich hier um Anwendungswissen oder um Reflexionswissen handeln soll? Natürlich beides. Die methodologische und epistemologische Vielfalt der Geisteswissenschaften ist viel eher ein Vorteil, als dass man sie bedauern sollte. Und das nicht, weil ein Garten mit vielen bunten Blumen so schön wäre – was übrigens nicht stimmt –, sondern weil es sich hier um eine kulturelle Errungenschaft handelt, die am ehesten noch auf die komplexen, wechselanfälligen und oftmals verwirrenden Konstellationen zu reagieren vermag, die uns in den modernen Gesellschaften geboten werden, jetzt und in Zukunft.

In diesem Sinne können die Geisteswissenschaften etwas ganz Anderes und viel mehr sein als ein Vehikel zur Kompensation der metaphysischen Flurschäden, die durch die technologische Zivilisation angerichtet worden sind. Sie können nämlich ein wirkungsvolles Deeskalationsinstrument sein, das allen möglichen Arten von ökonomischer, religiöser oder technologischer Eskalation zu begegnen vermag, die nicht eine notwendige Folge dieser drei Systeme ist, zu der es aber genau dann kommt, wenn sie in jener unheilvollen Mischung aus Fundamentalismus und Determinismus außer Kontrolle geraten. Deeskalation ist nicht bloß über eine distanzierte Reflektionsinstanz zu haben, sondern sie benötigt gezielte und systematische Einmischungen, die den Miteinbezug der Zukunft zum Normalfall machen.

---

1 Siehe http://sdj30.over-blog.com/article-6665743.html (26. Oktober 2009).

2 Siehe *Krysztof Pomian*, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, 3. Aufl., Berlin 1997.

3 Siehe *Lucian Hölscher*, Die Entdeckung der Zukunft, Frankfurt a.M. 1999, 102.

4 *Hans Magnus Enzensberger*, Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang, in: Kursbuch 52, 1978, 4.

5 Ebd., 1.

6 Ebd., 3.

7 *Ludger Heidbrink/Harald Welzer*, Das Ende der Bescheidenheit, in: Dies. (Hg.), Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften, München 2007, 8.

8 Siehe *Eric Hobsbawm*, Das Zeitalter der Extreme, München 1995, 283ff.

9 *Wolfgang Frühwald*, Palimpsest der Bildung. Kulturwissenschaft statt Geisteswissenschaft, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Mai 1996, 41.

DER INTELLEKTUELLE

Rolle, Funktion und Paradoxie

Festschrift für Michael Fischer
zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von
Ilse Fischer und Ingeborg Schrems

PETER LANG
Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Cover: Johann Weyringer, Maler, Salzburg
Erzengel Michael, Rom 2009

© *Alle Karikaturen von Jürgen Flimm*

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

© der Texte und Abbildungen bei den Autoren

ISBN 978-3-631-61188-3
© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2010
Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
www.peterlang.de